

Einführungsvortrag anlässlich der Ausstellung des Fördervereins Dorfgeschichte Windschlag
“Den Opfern ein Gesicht geben” am 27./28. November 2010.

Wolfgang Bientzle

Versetzen Sie sich mit mir zusammen exakt 66 Jahre zurück: Genau gegenüber dem Gemeindehaus, in dem wir uns heute zur Eröffnung der Ausstellung getroffen haben, muss am 27. November um diese Zeit ein Inferno geherrscht haben: Rufe, verzweifelte Schreie, Chaos, Hektik überall: Wenige Schritte von hier entfernt hatten unter rauchenden Trümmern drei Menschen den Tod gefunden. Karl Schmidt bezeichnet diesen Tag in der Dorfchronik “Windschlag mein Heimatdorf” als den schlimmsten seit dem 30-jährigen Krieg, das Werk von Generationen war innerhalb weniger Minuten vernichtet. Das Zerstörungswerk hatte um 12.40 Uhr begonnen – die Kirchturmuhre hat diesen Zeitpunkt getreulich festgehalten, wie wenn sie innegehalten hätte, um die Zerstörung des Dorfes nicht miterleben zu müssen.

Ganz überraschend war der Angriff nicht gekommen: Die Menschen lebten in dauernder Angst vor Angriffen, und auch das kirchliche Leben war in der Zwischenzeit vom Krieg geprägt. Pfarrer Maier (1936-1946 Windschläger Pfarrer) notierte in seiner Chronik zum 23. November: “Infolge lebhafter Fliegertätigkeit können die Sonntagsgottesdienste nur ganz früh am Morgen gehalten werden. Seit der Wiedereinführung der Normalzeit (Ende der Sommerzeit) am 2. Oktober wird der Gottesdienst jeweils um 6 Uhr und ½ 8 Uhr begonnen. Am 8. und 15. Oktober erfolgten während des Hauptgottesdienstes Fliegerangriffe in der Gegend, deshalb wurde von da an hauptsächlich der 6 Uhr Gottesdienst besucht. Eine hier einquartierte Batterie nahm ab 22. Oktober bis zu ihrem Abzug am 22. November regelmäßig fast vollzählig an unserem ½ 8 Uhr Gottesdienst teil und verherrlichte die Feier jeweils durch Orgel und Violine”. Einen Tag nach diesen Aufzeichnungen ging die Kunde von feindlichen Panzerspitzen in Straßburg um, man hörte Kanonendonner und das Tackern von automatischen Waffen; eine Flak-Batterie an der Bahn eröffnete vom 25. auf den 26. November das Feuer auf Ziele in Straßburg. Jabo-Aufklärer drehten dann am Morgen des 27. November ihre Kreise über dieser Flak-Batterie, niemand dachte zunächst an einen Angriff am selben Tag, bis um 12.40 Uhr die furchtbare Katastrophe hereinbrach.

Man muss annehmen, dass auch vorher schon keine vorweihnachtliche Freude vorherrschte: Bis zu diesem Zeitpunkt waren schon 50 Gefallene, Vermisste zu beklagen – dazu kam die dauernde quälende Sorge um Ehemann, Freund, Verlobte, Bruder... Auch dem Pfarrer fiel es da sicher schwer, Vorweihnachtsfreude zu verkünden angesichts der Sorge um Familienangehörige, die teilweise viele 1000 km entfernt waren, von deren genauer Stationierung man nur wenig oder gar nichts wusste, die irgendwo um ihr Leben kämpften – für “Fürst und Vaterland” (im 1. Weltkrieg) oder für “Führer, Volk und Vaterland” (im 2. Weltkrieg).

Furchtbar muss der tägliche Druck, müssen die Ängste z.B. beim Nahen des Briefträgers gewesen sein: Standardisierte Briefe, teilweise auch sehr persönlich gehaltene Briefe von Vorgesetzten übermittelten die unvorstellbare Nachricht. Es fällt mir heute zugegebenermaßen schwer, diese Situation auch nur im Entferntesten nachvollziehen zu können. Angesichts der seit vielen Jahrhunderten längsten zusammenhängenden Friedenszeit in Mitteleuropa ist für mich der oft falsch verstandene Begriff der “Gnade der späten Geburt” nicht nur eine bloße Floskel, sondern es erfüllt mich mit großer Dankbarkeit, als Angehöriger mit einer solchen existenziellen Ausnahmesituation nicht konfrontiert worden zu sein.

Lassen Sie mich aber nochmals auf den 27. November 1944 zurückkommen: 18 Tote, davon 8 Windschläger Bürger, 8 Soldaten, 2 Auswärtige – Zahlen, die im Verhältnis zu den Tausenden von Toten z.B. in Dresden, Freiburg, Heilbronn geradezu unbedeutend scheinen.

Aber alle Zahlen – ob hoch oder niedrig – haben eines gemeinsam: Sie lassen uns merkwürdig kalt, wir haben uns an die Dimension solcher Zahlen gewöhnt – und gegen diese Teilnahmslosigkeit, innere Distanzierung versucht sich diese Ausstellung zu stellen: Unter den toten Windschläger Bürgern waren die Frau und die zwei Kinder des Albert Link. Die Tragik bestand darin, dass Link – auf Heimaturlaub – sich in Offenburg behandeln ließ, während seine Frau und die beiden Kinder bei dem Angriff ums Leben kamen.

Wie unter einem Vergrößerungsglas kann man am Beispiel eines kleinen Dorfes erkennen, welche Wunden diese Kriege geschlagen haben, Wunden, die bis heute nicht restlos verheilt sind. Darin sieht die Ausstellung ihre Hauptaufgabe, nämlich das Schicksal dieser Menschen – ob Gefallene, Vermisste, durch Euthanasie oder im KZ Umgekommene – näher zu bringen,

fassbar zu machen. Der Besucher sieht ein Bild des Gefallenen, Vermissten, liest über seine Lebensumstände, seinen Familienstand, nimmt dadurch teil an seinem Leben, macht sich ein Bild von seinem Leben – und nimmt vielleicht ansatzweise auf, welche Verzweiflung in einer Familie geherrscht haben muss, wenn die Unausweichlichkeit des Schicksals eingetreten war. Man sieht diese Menschen, die nicht mehr zurückgekommen sind – man liest aber auch von den Tragödien, die ein solcher Verlust in den Familien bewirkt hat:

Stichwortartig seien einige solcher familiärer Katastrophen genannt:

- der jüngste Gefallene, Paul Joggerst, war 17 Jahre alt
- der erste gefallene Familienvater war der Mesner Franz Rendler – sein ältestes Kind gerade Erstkommunikant
- von den drei Söhnen der Familie Immenschuh war einer gefallen, einer vermisst, der dritte kam querschnittsgelähmt nach Hause
- beide Söhne der Familie Gass fielen, die Eheleute blieben am Leben – allein
- Familie Rendler: Der Vater war im 1. Weltkrieg gefallen, von den 4 Kindern waren 3 im Kindesalter gestorben, nur Sohn Andreas hatte überlebt – aber er fiel im 2. Weltkrieg.

Insgesamt hatten die gefallenen/vermissten Ehemänner 52 Kinder. Die Mütter standen plötzlich vor der Aufgabe, diese Kinder in einer schwierigen Zeit allein erziehen zu müssen. Gleichzeitig wird aber in dieser Ausstellung auch die Widersprüchlichkeit eines Krieges erfahrbar.

Feldpostkarten, Totenbildchen dokumentieren die ursprüngliche Heroisierung, den Hurra-Patriotismus, die Verkitschung des Krieges (besonders im 1. Weltkrieg): Die euphorische Stimmung (“Bis Weihnachten sind wir wieder zu Hause”) wich aber bald tiefer Depression. Die dargestellten Schicksale umfassen aber nicht nur die Gefallenen der beiden Weltkriege, sondern auch vermisste und durch Euthanasie oder im Konzentrationslager umgekommene Windschläger Bürger.

19 Männer blieben im 2. Weltkrieg vermisst, davon acht Ehemänner. Es ist schlechterdings nicht möglich, die psychische Belastung von Menschen nachzuvollziehen, die völlig im Unklaren waren über das Schicksal eines nahen Familienangehörigen: Das Wechselbad der Gefühle – von Hoffnung bei der Nachricht von angekommenen Gefangenentransporten z.B. in Friedland bis zu tiefer Verzweiflung, wenn wieder einmal diese Hoffnung sich nicht erfüllt hatte – muss furchtbar gewesen sein.

Den menschenverachtenden Verbrechen des Hitler-Regimes sind aber auch im Rahmen des Euthanasieprogramms ganz besonders wehrlose Menschen zum Opfer gefallen. Der von den Nationalsozialisten verwendete Begriff der Euthanasie ist – so wie er angewendet wurde – purer Zynismus. Bedeutet Euthanasie eigentlich “Sterbehilfe” (vom Griechischen eu= gut und thanatos= Tod), so wurde dieser Begriff von den Nazis pervertiert. Von 1940 bis 1941 wurden Psychiatrie-Patienten und behinderte Menschen von SS-Ärzten und Pflegekräften durch Kohlenmonoxid – zunächst in LKWs, später in Baracken – vergast. Ideologisch begründet wurden diese Aktionen mit der notwendigen Vernichtung lebensunwerten Wesens. Die Fortpflanzung von Menschen mit echter oder angeblicher Erbkrankheit sollte verhindert werden. 1942, nach Protesten durch die Kirchen, wurden Tötungen nach erfolgter “Leerung” vieler Krankenabteilungen nicht mehr zentral, sondern dezentral, weniger offensichtlich, fortgesetzt. 4 Windschläger Bürger wurden Opfer dieser Euthanasie-Tötungsanstalten: zwei in Grafeneck, einer in Hadamar und einer in Sonnenstein.

Über die Ungeheuerlichkeit der Konzentrationslager ist schon so oft berichtet worden, dass ich mich auf zwei ganz persönliche Erlebnisse beschränken möchte: Hier wird einerseits die Monströsität der Verbrechen des 3. Reichs sichtbar, aber auch die Widersprüchlichkeit des Umgangs mit diesen Verbrechen – eine abschließende Beurteilung möchte ich Ihnen überlassen. Meine erste Begegnung mit dem Konzentrationslager Auschwitz datiert vom April 1965.

Mit einer Studentengruppe besuchte ich u.a. auch Auschwitz. Es war ein nasskalter Tag, wir waren auf dem provisorisch angelegten Parkplatz mit unserem Bus die einzigen Besucher – westliche Touristen waren damals noch äußerst selten und konnten nur unter sehr erschwerten Bedingungen in Polen einreisen – der polnische Führer, der uns seit Beginn der Reise begleitet hatte, wurde nach Betreten des Lagers merkwürdig still. Er, der sonst sehr redselig und mitteilungsbedürftig war, verstummte zusehends und zog sich schließlich immer mehr zurück. Wir fragten ihn nach dem Grund für seine Zurückhaltung. Statt einer Antwort zeigte er uns seinen Arm, auf dem die Häftlingsnummer von Auschwitz noch eingeätzt war. Erst dann berichtete er stockend von seinen eigenen Erlebnissen in diesem Lager – es war ein beklemmender Bericht, als er uns dann doch zu den Orten führte, die sich in sein Gedächtnis unauslöschlich eingegrät hatten. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die

Schreckensstationen im Einzelnen aufzuführen, die er damals überlebt hatte. 25 Jahre später war ich anlässlich einer Studienfahrt mit Abiturienten meiner Schule wieder in Auschwitz. Die Einreise war problemlos, die Ankunft in Auschwitz bedeutete zunächst die Suche nach einem Parkplatz – nicht wegen nicht vorhandener Plätze, sondern wegen der Überfülle. Kioske, Imbissbuden besorgten vor dem Lagertor das Wohlergehen der Besucher. Was mich aber dann doch schockierte, war nicht die große Besucherzahl, sondern die Art und Weise, wie diese Besucher mit dem Szenario des Schreckens umgingen: Die Gruppen zogen fröhlich lärmend durch die Baracken, Schulklassen mit Zehn- bis Elfjährigen betrachteten die Besichtigung des Konzentrationslagers als willkommenen Ausflug. Welchein Kontrast zu meinem ersten Besuch!

Für die Opfer des Krieges (Vermisste, Euthanasie, KZ), die bisher noch auf keiner Ehrentafel oder keinem Ehrenmal verzeichnet sind, hat der Förderverein Dorfgeschichte Windschlag diese Tafel anfertigen lassen. Ich bitte nun anschließend Herrn Ortsvorsteher Gütle, diese Tafel zu enthüllen.

Karl Joggerst hat es treffend in seiner Begrüßung formuliert: Wir können Ihnen bei unserer heutigen Ausstellung wenig vorweihnachtliche Freude anbieten; das Weihnachtsfest soll ja aber nicht nur ein Fest oberflächlicher Freude und des Konsumrausches sein, sondern auch der inneren Einkehr, Besinnung und auch Dankbarkeit, dass wir heutzutage in einer Zeit des Friedens und friedvollen Miteinander leben, in einem Staat, der trotz aller berechtigten Kritik, die man an ihm äußern kann, Menschenrechte und christliche Werte respektiert.
Ich danke Ihnen.